

Alexander C. T. Geppert/Till Kössler (Hrsg.), Wunder. Poetik und Politik des Staunens im 20. Jahrhundert, Suhrkamp Verlag, Berlin 2011, 475 S., brosch., 16,00 €.

Dass die Moderne komplex ist und sich nicht auf ein Prinzip zurückführen lässt, scheint eine Selbstverständlichkeit. Dass das auch ihr Verhältnis zur Religion betrifft, wird in den Kultur- und Sozialwissenschaften seit geraumer Zeit herausgestellt, in denen die Vorstellung ‚einsinniger‘ Prozesse wie etwa der Säkularisierung durch die vielfältiger Transformationsprozesse des Religiösen ersetzt wird. Trotz dieser Forschungstendenz wird das Wunder meist als Inbegriff vormoderner Gläubigkeit abgetan. Vor diesem Hintergrund gewinnt die von den Herausgebern in der Einleitung entwickelte These besondere Relevanz: dass das Wunder auch und gerade für die Moderne kennzeichnend ist, und zwar in doppelter Hinsicht, sowohl unter dem Aspekt der Kontinuität und Transformation herkömmlichen Wunderglaubens als auch im Hinblick auf die Generierung neuer Wunderformen. Der hier zugrunde liegende Wunderbegriff ist so weit gefasst, dass er religiöse Transzendenzwunder, weltliche Naturwunder und überhaupt das Außerordentliche, kurz, das ganze Bedeutungsspektrum des deutschen Sammelbegriffs „Wunder“ abdeckt: „Wunder sind für unmöglich gehaltene und daher Staunen erregende Transgressionen existierender Wissens- und Denkgrenzen, die alternative Ordnungsentwürfe aufscheinen lassen und häufig als Manifestationen von Transzendenz gedeutet werden“ (S. 38). Um die These von der Moderne als dem Zeitalter des Wunders im Sinne dieser Arbeitsdefinition zu belegen, zeigen die Beiträge des Bandes, dass sich im 20. Jahrhundert in verschiedenen Feldern, auch und gerade außerhalb des angestammten religiösen Felds Wunder beobachten lassen, genauer: die Interpretation, (Re-)Produktion und Instrumentalisierung von Wundern. Was aus der Perspektive des wissenschaftlichen Beobachters allerdings unbeantwortet bleiben muss, ist die Frage nach der Faktizität des Wunders.

Ich greife zwei Beiträge zur Transformation des Wunderglaubens heraus. Ruben Zimmermann gibt einen Überblick über die seit der Aufklärung entwickelten exegetischen Interpretationsansätze zur Deutung der Wunder Jesu. Dabei tritt die prekäre Lage der Hermeneutik hervor, die zwischen Erklärung und Unerklärlichkeit zu vermitteln sucht. Das gilt natürlich auch für zeitgenössische Deutungsversuche, von protestantischer Seite etwa für den auf Charles Sanders Peirce rekurrierenden semiotischen Interpretationsansatz, der auf die wechselseitige Abhängigkeit von Wunderdiskurs und Wirklichkeitskonstruktion abhebt. Ein eindringliches Beispiel für eine katholische Wunderinterpretation unserer Zeit bietet Helmut Zander mit seiner Untersuchung der Marienerscheinungen der Manuela Strack in Sievernich. Auch hier wird deutlich, dass das Wunder kulturell relativ, auf einen bestimmten historischen Kontext bezogen ist, in diesem Fall unter anderem die Marienerscheinungen des 19. Jahrhunderts; diese Tradition stellt dem Gläubigen wiederum passende Interpretamente bereit: „Mit gläubigem Rationalismus gegen den ungläubigen Rationalismus, begleitet von einer Theologie, die auf der Unverzichtbarkeit von Subjekt und Glaube besteht, das ist die hermeneutische Mischung, mit der auch im 21. Jahrhundert noch Wunder deutbar sind“ (S. 171). In diesem Zusammenhang wäre übrigens ein Seitenblick auf das Wunder im orthodoxen Christentum und von ihm geprägte Gesellschaften interessant (auch als Gegenstück zu dem von Sonja Lührmann behandelten Einsatz des Wunderbaren in der sowjetischen Atheismuspropaganda).

Die Generierung neuer Wunderformen wird vor allem mit dem Aufstieg der modernen Naturwissenschaften verbunden. So zeigt Eva Johach mit Bezug auf das Verhältnis von Religion und Naturwissenschaft, wie das Staunen über die „Wunder der Natur“ zur Habitusformation des Wissenschaftlers beiträgt und dieser Topos in der (für die Deutungsmacht der Naturwissenschaften nicht zu unterschätzenden) Wissenschaftspopularisierung zum Tragen kommt. Alexander Gall vergleicht diesen Topos mit dem für die Wissenschaftsvermittlung ebenfalls relevanten Topos der „Wunder der Technik“. Diethard Sawicki veranschaulicht anhand der Bion-Experimente von Wilhelm Reich, wie die Herausbildung einer zugleich naturwissenschaftlich-technisch und religiös inspirierten Wunderform mit

der Problematisierung herkömmlicher Objektivitätsstandards einhergeht Für die Medizin zeigt Susanne Michl, dass die Wunderheilung in der naturwissenschaftlich ausgerichteten Schulmedizin nicht einfach ignoriert wird, dass sich das Interesse aber – illustriert am Beispiel der Wunderheilung von Kriegsneurotikern nach dem Ersten Weltkrieg – von der Erklärbarkeit auf die Wiederholbarkeit des Wunders verschiebt.

Der Untertitel des Buchs („Poetik und Politik des Staunens im 20. Jahrhundert“) scheint mir nicht glücklich gewählt. Zwar lassen sich die so gesetzten Akzente in den Beiträgen ausmachen, besonders deutlich etwa in der Padre-Pio-Studie von Urte Krass. Doch bleibt der Begriff der Poetik, der in dem Band selbst kaum verwendet wird, vage (wie die damit evozierte Sphäre der Medialität, Performanz und Theatralität überhaupt). Ferner wird das Verhältnis des Wunders zur Kunst (in Hoch- und Pop-Kultur) weder in der Einleitung noch im Epilog grundsätzlich in den Blick genommen, obwohl der Poetikbegriff und mehrere Beiträge dies nahelegen, insbesondere der von Tobias Becker, der anhand des als Massenspektakel aufgeführten „Mirakels“ von Karl Vollmoeller die Ambivalenz von Ästhetisierung der Religion und Sakralisierung der Kunst markiert. Der Katalog zur großen Wunder-Ausstellung, die im Erscheinungsjahr des Buchs in den Hamburger Deichtorhallen gezeigt wurde, könnte insofern eine Anregung geben¹ – zugleich bestätigt diese Ausstellung die These des Buchs, dass das Wunder auch und gerade für die Moderne kennzeichnend ist.

Das Buch belegt diese These auf überzeugende Weise und damit die Notwendigkeit einer die Zeitgeschichte einschließenden historischen Wunderforschung. Das sich aus dieser Forschung ergebende Bild der komplexen Moderne ist weniger überraschend, auch nicht der von Martin Baumeister abschließend beschriebene dekonstruktive Mechanismus: „Man kann ‚Wunder‘ als einen Schlüsselbegriff der Moderne verstehen: Mit seiner Hilfe werden Basalkategorien wie Rationalität und Wissenschaft ausgehandelt und fundamentale Polaritäten wie ‚religiös‘ vs. ‚säkular‘ und ‚archaisch‘ vs. ‚modern‘ konstruiert. Zugleich hinterfragen und unterlaufen Wunder solcherlei Dichotomien und Grenzziehungen. Mit ihrer Objektivität und Materialität bringen sie die Transzendenz in die Immanenz und verwischen die Scheidelinien zwischen Realität und Fiktion“ (S. 425). Erstaunlich bleibt die am konkreten Material aufgezeigte Vitalität des Wunders.

Markus Kleinert, Erfurt

Zitierempfehlung:

Markus Kleinert: Rezension von: Alexander C. T. Geppert/Till Kössler (Hrsg.), Wunder. Poetik und Politik des Staunens im 20. Jahrhundert, Suhrkamp Verlag, Berlin 2011, in: Archiv für Sozialgeschichte (online) 54, 2014, URL: <<http://www.fes.de/cgi-bin/afs.cgi?id=81537>> [10.3.2014].

¹ Daniel Tyradellis/Beate Hentschel/Dirk Luckow (Hrsg.), Wunder. Kunst, Wissenschaft und Religion vom 4. Jahrhundert bis zur Gegenwart, Köln 2011.